



Leseprobe

Michael Köhlmeier

Die Abenteuer des Joel Spazierker

Roman

ISBN (Buch): 978-3-446-24178-7

ISBN (E-Book): 978-3-446-24286-9

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-24178-7>

sowie im Buchhandel.

ERSTES KAPITEL

1

Die Männer, mit denen ich manchmal Bier trinke und die keine Ahnung von mir haben, sagen, ich solle unbedingt mit etwas Lustigem beginnen. Ein Mann kommt in eine Bank, hält der Frau am Schalter die Pistole an die Stirn und sagt: Keine Angst, das ist kein Überfall, das ist nur ein Amoklauf. Mein Freund, der Schriftsteller Sebastian Lukasser, der mich mag *und* eine Ahnung von mir hat, rät mir zu einer literarischen Anspielung als Einstieg. Er meint – spricht es aber nicht aus –, das würde mir das Debüt bei den Kritikern erleichtern.

Meine Geschichte beginnt in einer Zeit, von der viele glaubten, sie sei die letzte. Die besten Ärzte des größten Reiches waren für die Herren der Partei und der Armee reserviert; die Besten der Besten für Stalin, Molotow, Malenkow und Berija. Aber sie verkauften, was sie wussten, ans Ausland und wurden verhaftet und vor ein Gericht gestellt. Die Anklage lautete auf Hochverrat und Mord, denn sie hatten durch absichtliche Fehlbehandlung den Tod einiger Herren herbeigeführt – sogar solcher, die gar nicht gestorben waren. Man hat sie, wie Sie mir glauben dürfen, allesamt abgeholt, verhört, gefoltert, hingerichtet, erschossen, liquidiert und aufgehängt.

Meine Geschichte beginnt in Ungarn; auch dort existierten solche Ärzte. Ihr Rädelsführer war Dr. Ernő Fülöp, der Leiter der internen Abteilung an der Semmelweisklinik in Budapest. Er war mitten in einer Operation, als drei Männer im Krankenhaus auftauchten. Er musste einen Assistenzarzt bitten, seine Arbeit zu Ende zu führen. Man brachte ihn in die Zentrale des Staatssicherheitsdienstes, wo ihn die ÁVH-Offiziere Major György Hajós und Oberst Miklós Bakonyi verhörten. Dr. Fülöp wurde vorgeworfen, mit den Moskauer Ärzten unter einer

Decke zu stecken. Er habe versucht, den ersten Sekretär der Partei der ungarischen Werktätigen, den Führer Mátyás Rákosi, während einer Gallenblasenoperation zu ermorden; außerdem unterhalte er Kontakte zum jugoslawischen Geheimdienst, der vermutlich hinter der Verschwörung stecke, wenn es nicht sogar Josip Broz Tito persönlich sei. Dr. Fülöp beteuerte, er sei dem Parteivorsitzenden Rákosi in seinem Leben noch nicht begegnet, ganz bestimmt nicht im OP, und seit Ende des Krieges sei er nicht mehr in Belgrad oder sonst irgendwo in Jugoslawien gewesen, und Tito kenne er nur aus den Zeitungen wie jeder andere Ungar auch. Nachdem man ihn eine Nacht lang verhört hatte, gestand er, es bestehe doch eine Verbindung zum Parteivorsitzenden: Seine Frau nämlich, Dr. Helena Fülöp-Ortmann – eine sehr bekannte Ägyptologin, deren Buch über den Pharao Echnaton in Ungarn ein großer Erfolg war und in mehrere Sprachen übersetzt wurde –, habe zusammen mit einer Cousine von Rákosi die Volksschule besucht; aber das sei dreißig Jahre her. Dieselben drei Männer – Janko Kollár, Lajos Szánthó und Zsolt Dankó –, die schon Dr. Fülöp abgeholt hatten, wurden abermals losgeschickt. Sie schlugen an die Tür der Wohnung Nummer 7 im zweiten Stock des Hauses Nummer 23 an der Báthory utca und zerrten Frau Fülöp-Ortmann durch das Treppenhaus nach unten. Sie schrie, ein Kind sei in der Wohnung, man solle ihr wenigstens erlauben, die Mutter des Kindes zu verständigen. Die Männer meinten, das sei eine Finte, sie wolle sich nur eine Gelegenheit verschaffen, um aus dem Fenster zu springen. Sie wurde wie ihr Mann in das Hauptgebäude der ÁVH in der Stalinstraße 60 gebracht und verhört.

Das Kind in der Wohnung war ich. Damals hieß ich András Fülöp. Ich war noch nicht ganz vier Jahre alt. Mit diesem Tag beginnt meine Erinnerung.

Kurz bevor die Männer kamen, hatte mich meine Großmutter auf den Diwan im Salon gelegt und für den Mittagsschlaf zugedeckt. Als ich aufwachte, war ich allein.

Die Wohnung meiner Großeltern war sehr geräumig; Ärzte waren von den Enteignungen ausgenommen, jedenfalls bestimmte Ärzte. Ich rief nach Moma, tappte durch die Zimmer und hatte Durst. Ich schlich vorsichtig zur Küche, weil ich meinte, von dort etwas gehört zu haben. Zugleich aber wusste ich, dass ich immer schon gemeint hatte, von dort etwas zu hören, und das beruhigte mich ein wenig und ließ mich mutig sein. Meine Großmutter war eine junge Frau – sie war damals erst neununddreißig! –, in unserer Familie war es Tradition, dass die Frauen sehr jung Kinder bekamen; sie war ihr Leben lang gewohnt gewesen, bedient zu werden; als Tochter eines Diplomaten und Parlamentariers war sie in einer der schönsten Villen am Rózsadomb aufgewachsen (die nach dem Krieg von der Roten Armee enteignet, in ein Offizierscasino umfunktioniert und ruiniert wurde); nie hatten sie, ihre Mutter und ihre Schwestern selber gekocht, und nun musste sie in dieser »schäbigen Behausung« (auf deren Quadratmeterzahl normalerweise vier Familien untergebracht wurden) allein für ihr, ihres Gatten und ihres Enkels Frühstück, Mittagessen und Abendessen sorgen, und es gehörte zu ihren Nachkriegsgewohnheiten, dabei zu fluchen (eine andere war, sich ins Geschirrtuch zu schneuzen). Wie jeder weiß, sind die Ungarn Weltmeister im Fluchen, und meine Großmutter, mütterlicherseits eine Ungarndeutsche, die in ihren eigenen vier Wänden nie anders als deutsch gesprochen hatte, übertraf den Meister, indem sie ihn mit Verachtung und Raucherbassstimme karikierte. Deshalb dachte ich lange, noch jemand anderer sei in der Küche; jemand, der meiner Großmutter etwas Böses tun wollte – den sie aber jedes Mal besiegte, denn ich sah sie hineingehen, hörte das fremde böse ungarische Gekeife und sah sie mit Tellern und Töpfen wieder herauskommen. Also war ihr nichts angetan worden. Ich war sehr stolz auf sie.

Als ich mich versichert hatte, dass niemand in der Küche war, schob ich einen Sessel vor die Spüle, stellte mich darauf, drehte mit beiden Händen am Wasserhahn und trank – und fühlte mich, wie sich Moma

gefühl haben musste, wenn sie den bösen ungarischen Geist besiegt hatte: muskelstark. Das Wasser ließ ich laufen. Ich wusste, ich würde bald wieder Durst haben. Hungrig war ich auch. Das war leicht. Ich stellte den Sessel vor den Schrank, auf dem die Emailtruhe stand. Ich nahm das große runde Brot, trug es in den Salon, bohrte das Weiche heraus und steckte es in den Mund.

Ich suchte noch einmal, nun gründlicher, die Zimmer nach Moma ab, sogar in die Besenkammer und die Speisekammer schaute ich, duckte mich unter die Schränke, unter die Betten, unter Momas Schreibtisch, der so gut nach ihren Zigaretten roch. Sie war nicht da. Ich rechnete nicht damit, dass sie jemals wiederkommen würde. Ich rechnete damit, dass nie mehr jemand kommen würde.

Auf den Fensterbänken im Salon standen Blumentöpfe mit Zimmerpflanzen. Die hatte ich nie gemocht, weil sie mir den Blick in den Himmel hinauf verstellten und weil manche wie Geisterfinger aussahen. Ich zupfte an den Blättern, bis die Töpfe zu Boden fielen. Die meisten gingen kaputt. Die Pflanzen stopfte ich unter den hohen Schrank mit dem Geschirr; ich wollte sie nicht sehen. Die Erde schob ich zu einem Haufen zusammen. Der war nicht klein. Ich patschte ihn mit den Händen fest. Ich besaß zwei Blechautos, beide rot, eine Limousine, in deren Fensterumrahmungen ich gern meine Fingernägel festhakte, und ein Feuerwehrauto mit ausziehbarer Leiter und einem Löschanhänger und dünnen Gummischläuchen mit winzigen Spritzen.

Ich spielte, bis ich aufs Klo musste. Das konnte ich ganz allein. Ich konnte auch die Spülung bedienen, das hatte mir Moma beigebracht. Ich hätte nur auf die Kloschüssel klettern und an der Kette mit dem Porzellangriff ziehen müssen. Aber ich spielte lieber, krümelte weiches Brot aus der Kruste, trank aus dem Wasserhahn, löffelte aus der Zuckerdose. Als es dunkel wurde, legte ich mich neben meinen Erdhaufen. Ich hätte gern Licht gehabt. Aber ich wusste nicht, wie man Licht machte. Das hatte ich nie beobachtet, und Moma hatte es mir nicht gezeigt. Ich wusste, dass am Abend das Licht von der Zimmerdecke fiel. Aber wie es dort hinaufgekommen war, wusste ich nicht ... – Ich werde kindisch, das fällt mir nun selber auf. Die Männer, mit denen ich manchmal zusammensitze und die keine Ahnung von mir haben, würden mich für wehleidig halten, wenn sie das läsen – was sie natürlich

nicht tun werden. Wenn ein Erwachsener einen kindlichen Menschen mimen will, ist er kindisch und weiter nichts. Es gibt keine kindlichen Menschen. Ein Mensch mit drei Jahren fühlt sich nicht als Kind. Dass man Kind ist, merkt man erst mit fünf. Und da will man auch schon keines mehr sein. Ich habe mich nie erwachsener gefühlt als damals, war nie vernünftiger gewesen, nie lebensfähiger – nämlich, in der Lage, mich anzupassen. Keine Weinerlichkeit. Keine Angst. Keine Abschweifungen. Keine Empathie. Keine Wahrheit, keine Lüge. Ich hätte mir zugetraut, einen Staat zu lenken.

In gewisser Weise lenkte ich einen Staat. Die beiden Blechautos führen stellvertretend für alle Autos, die ich je gesehen hatte, und die Knöpfe an dem Sofakissen waren das Volk, das ruhig und reif das Geschehen beobachtete. Ich sprach zu den Knöpfen – nicht *mit* ihnen, sondern *zu* ihnen –, zweifelte aber nicht, ob es tatsächlich Knöpfe waren oder nicht doch Leute mit Ohren. Es waren keine Leute mit Ohren, es waren Knöpfe. Und die beiden Autos waren nicht alle Autos, die ich je gesehen hatte. Ich begriff den Unterschied zwischen Modell und Realität; begriff auch, dass Modelle nötig sind, um die Realität zu bewältigen. Die Leistung der Erziehung besteht darin, diese Unterscheidung in Frage zu stellen und eine Entscheidung zu erschweren, allein indem eine verlangt wird.

Schon am nächsten Morgen hatte ich mich an mein neues Leben gewöhnt. Damit meine ich, die Erinnerung an mein altes begann zu schwinden. Ich vermisste es auch nicht. Ich war ein anderer. Gegen Mittag hatte ich das Brot zur Gänze ausgehöhlt und machte mich über die Kruste her. Die schmeckte mir sogar noch besser. Ich zerkaute sie zu Brei, den spuckte ich in die Hand, kühlte ihn, indem ich darauf blies, und schleckte ihn auf. Später erfuhr ich, dass es Hyänen genauso mit ihrer Beute halten. Den Erdhügel trug ich ab und baute daraus eine Straße. Die war zugegeben etwas schütter, aber sie zog sich durch den Salon, an den Fenstern entlang bis zur großen Schiebetür. An manchen Stellen flankierte ich sie mit den Scherben der Blumentöpfe – das waren die Städte. Ich trug alle Kissen zusammen, die ich in der Wohnung finden konnte, aus dem Schlafzimmer von Moma und Opa, von den Fauteuils in Momas Arbeitszimmer, von der Sitzbank in der Küche, und reihte sie mit den Knöpfen nach vorne entlang der Straße auf. Am

Abend hatte ich die Zuckerdose leer gegessen. Äpfel waren in einem Korb und Backobst. Und Butter auf dem Fensterbrett. Und ein Stück Käse, ebenfalls auf dem Fensterbrett. Aber der Käse roch ein bisschen komisch.

In der Nacht wachte ich auf. Ich konnte mich nicht erinnern, je mitten in der Nacht aufgewacht zu sein. Ich fürchtete mich nicht. Im Gegenteil, ich fühlte mich stark – mehr als muskelstark: begnadet, auserwählt, mächtig und unbesiegbar.

Das hatte mit einer neuen Erkenntnis zu tun. – Es war Anfang Jänner und ein besonders empfindlicher Winter. Moma mochte es gern warm haben, sie gab viel Geld für Holz aus. Der Kachelofen war gut eingefeuert, aber nach einem Tag waren die Scheite heruntergebrannt, und die Wohnung begann auszukühlen. Ich hatte bis dahin nie gefroren, und wenn ich ins Bett ging, war ich zugedeckt worden, im Sommer wie im Winter. Die Kausalität von Decke zu Wärme war mir also nicht einsichtig. Es war eine bunte Decke mit aufgestickten Tieren, der nicht anzusehen war, dass sie auch noch einen anderen Zweck haben könnte, als schön und weich zu sein. Am Abend aber hatte ich gefroren, und als ich mich zudeckte, fror ich nicht mehr. Und ich fror auch nicht, als ich in der Nacht durch die Wohnung ging und mir dabei die Decke um die Schultern legte.

Im Badezimmer stand ein mannshoher Kristallspiegel mit geschliffenen Kanten. Ich hatte mich oft darin gesehen, mich aber für den, den ich sah, nicht sonderlich interessiert. Ich hatte mit ihm herumgealbert, hatte ihn auf den Mund geküsst und meine Hand auf seine gelegt. Mit einer Decke um die Schultern war er mir nie begegnet. Erst in der Verkleidung erkannte ich in meinem Spiegelbild mich selbst. Ich wusste, der bin *ich* und kein anderer. In einem Märchenbuch hatte ich Bilder von einem Mann gesehen, der eine Decke um die Schultern trug. Dieser Mann war ein König. Moma hatte mir aus dem Buch vorgelesen, aber ich hatte vieles nicht verstanden, und sie war ungeduldig geworden, weil ich immer fragte, und darum hat mir Opa die Geschichte zu Ende erzählt. Der König, erzählte er, stammte aus einer Stadt namens Xanten – wenn man mir in die Augen schaute, konnte ich mir fremde Worte spielend leicht merken –, und er war der stärkste Mann der

Welt; mit einem einzigen Hammerschlag rammte er einen Amboss in den Boden; er tötete einen Drachen und badete sich in dessen Blut und wurde auf diese Weise unverwundbar; er war im Besitz eines Schwertes, mit dem er sich unterhalten und dem er Befehle geben konnte, und einer Kappe, die ihn unsichtbar machte; er besiegte einen Zwerg und bekam von ihm einen Goldschatz geschenkt, weil er ihn am Leben ließ; und schließlich heiratete er die schönste und reichste Frau des Landes. »Dieser König war«, erzählte mir mein Großvater, »begnadet, auserwählt, mächtig und unbesiegbar.« Und weil er sah, dass ich immer noch traurig war wegen Momas Ungeduld, erklärte er mir, zwischen Moma und ihm sei es wie in der Geschichte vom Kalif Storch und dem Großwesir, die er mir am Tag zuvor zu Ende erzählt hatte: Der Großwesir sei dazu da, damit er für den Kalifen spreche, denn der Kalif sei viel zu vornehm, um das selbst zu tun, und so sei es eben auch bei Moma und ihm; er spreche für Moma, und eigentlich kämen alle Geschichten, die er erzähle, von ihr; das hatte ich ihm geglaubt und war nicht mehr traurig gewesen, denn ich wollte lieber, dass mir Moma erzählte als er oder sonst jemand.

Ich stand im Badezimmer vor dem großen Kristallspiegel; nur das Rauschen des Wasserhahns in der Küche war zu hören, wie ein ferner Applaus; von draußen fiel ein wenig Licht von den Straßenlaternen herein; und ich sah mich mit einer Decke um die Schultern und kam mir vor wie der König von Xanten. Ich stolzierte in den Salon zurück und erzählte den Knöpfen an den Kissen, was ich im Spiegel gesehen hatte. Alles kam mir nun anders vor – die Knöpfe, weil ich sie in der Dunkelheit nicht richtig wahrnehmen konnte, wie demütig gesenkte Augenlider; die zerknautschten Körper der Kissen wie die Körper verwundeter Soldaten. Die Möbel waren Schattenbilder, und wie mir schien, zeigten sie als solche erst ihren wahren Charakter: unnachgiebig, rechthaberisch, illoyal, zu Rebellion und Verrat neigend. Ich fetzte die Bücher aus den Regalen, soweit ich sie erwischen konnte, und verstreute sie über den Fußboden, denn sie starrten mich an wie eine strammstehende feindliche Armee. Ich verschob den Diwan und kippte die Fauteuils und die Ottomane um – was mühsam war, mir aber wieder einige neue Erkenntnisse brachte, zum Beispiel, dass ich zwischendurch verschlafen konnte, ohne mit der Arbeit von vorne an-

fangen zu müssen, wenn ich unter ein Stuhlbein ein Buch schob. Das Tischchen, bei dem die Ottomane gestanden hatte, untersuchte ich genauer. Unter der runden Platte befanden sich mehrere kunstvoll eingepasste Schubfächer. Darin lagen Rauchwaren und Zündhölzer. Wie man mit Zündhölzern Licht zaubern konnte, das wusste ich, denn Moma hatte mir manchmal erlaubt, ihre Zigarette anzuzünden. Aber ich zauberte kein Feuer, ich stieß das Tischchen um, eine Schublade zersplitterte. Schließlich schleppte ich die Kissen ins Badezimmer, breitete sie vor dem Spiegel aus, legte mich darauf, deckte mich mit meinem Königsmantel zu und schlief ein. Ich hörte, wie sich die aufgestickten Tiere regten, und ich hörte sie rufen; aber nicht nach mir riefen sie, in die Welt hinaus riefen sie, und sie bekamen Antwort.

Am nächsten Tag betrachtete ich mein Gesicht im Spiegel und sah im Licht der Sonne, wie es wirklich war. Ich sah meine goldbraunen Locken und sah die vielen goldenen Punkte auf meiner Stirn und meiner Nase und auf meinen Wangen. Mein Gesicht ist mit Sommersprossen übersät! Viele Menschen waren darüber entzückt, als ich ein Kind war, und als ich erwachsen wurde, flößten ihnen die Goldpunkte Vertrauen ein; das brachte Vorteile mit sich – und einen Nachteil: Ich wurde erkannt. Wenn mich einer auch nur einmal gesehen hatte, erkannte er mich jederzeit wieder.

An die letzten drei Tage und zwei Nächte meiner Einsiedelei kann ich mich nicht mehr erinnern.

3

Meine Mutter erzählte mir später, ich hätte vor Kälte, Erschöpfung und Hunger die meiste Zeit geschlafen. Sie wiederholte aber nur, was ihr Dr. Balázs gesagt hatte.

An das Interview mit diesem Arzt erinnere ich mich dagegen sehr genau. Es fand in seiner Privatwohnung statt. In seiner Praxis wollte er mich nicht untersuchen, weil er der Sprechstundenhilfe nicht traute. Er wollte auch nicht nach Ordinationsschluss mit mir dorthin gehen – wenn ein Nachbar oder ein Passant am Abend Licht sähe und Vermutungen anstellte, könnte das gefährlich werden, sagte er zu meiner

Mutter. In der Klinik, in der er manchmal in der Ambulanz aushalf, hätte man wahrscheinlich nach den Hintergründen gefragt und Meldung erstattet. In der Wohnung meiner Großeltern, was naheliegend gewesen wäre, wollte er das Gespräch unter keinen Umständen führen, denn es hätte sein können, dass wieder an die Tür geschlagen wurde – und wie hätte er dann den ÁVH-Leuten erklären sollen, dass er nicht an den todbringenden Konspirationen der Moskauer Ärzte beteiligt sei, wenn sie doch mit eigenen Augen sähen, wie er sich um den Enkel jenes Arztes bemühte, dessen Frau vor dreißig Jahren zusammen mit der Cousine von Mátyás Rákosi in die Volksschule gegangen war?

Er setzte mich auf einen Stuhl in seiner Küche, rückte einen zweiten nah heran, so dass seine Knie die meinen berührten, und fragte mich nach meinem Namen. Er sprach Deutsch mit mir. Als Freund der Familie – so hatte ihn mir meine Mutter vorgestellt – wusste er wohl, dass ich besser Deutsch verstand als Ungarisch. Er sagte nicht: Wie heißt du? Sondern: »Wie lautet dein Name?« Ich antwortete nicht sofort. »Wie heißt du?« war ich schon oft gefragt worden, »Wie lautet dein Name?« noch nie. Ich überlegte, ob beides das Gleiche bedeute, und kam zur Auffassung, es könne nicht das Gleiche bedeuten. Ich liebte Worte und war von ihrer Ökonomie und Einzigartigkeit überzeugt und hielt es für einen nicht anzunehmenden Unsinn, dass es zwei Ausdrücke für eine Sache gäbe. Das Wort »lautet« irritierte mich. Ich kombinierte, es müsse mit »laut« zu tun haben. Also, dachte ich, hatte mich Herr Dr. Balázs – seltsamerweise im Ton einer Frage – aufgefordert, laut meinen Namen zu sagen. Also brüllte ich: »András!«

Das weitere Gespräch stand unter dem Eindruck dieses Missverständnisses. Jede meiner Antworten war für Dr. Balázs ein Beleg dafür, wie verwirrt mein Kopf sei. Ich sah das anders. Ich fand *seine* Fragen merkwürdig und *meine* Antworten klar. Er konnte *meinem* Blick nicht standhalten, ich *seinem* schon. Er erzählte meiner Mutter, ich hätte ihn ununterbrochen angestarrt. Ich sei geschockt und erschöpft. Man müsse sehr vorsichtig und sehr liebevoll mit mir umgehen.

Besonders zu denken gab dem Arzt die Verwüstung im Salon. Er könne sich nicht vorstellen, dass ein Kind in der Lage sei, eine solche Zerstörung anzurichten. Er hätte mich nur zu fragen brauchen. Ich hätte ihn nicht angelogen. Er befürchtete, dass die ÁVH-Leute in die

Wohnung zurückgekehrt seien; womöglich sei es nur einer von ihnen gewesen, ohne Auftrag, mit der bloßen Lust, mich zu quälen. Er untersuchte meinen Körper nach Spuren. Ich musste ihm meinen Hintern entgegenstrecken, und er leuchtete mir mit einer kleinen Taschenlampe in den Anus. Dass er nichts fand, erschreckte ihn mehr, als wenn er etwas gefunden hätte – seine Phantasie spielte ihm Foltermethoden vor, die, wie er meiner Mutter zuraunte, »jede Vorstellung übertreffen«. Aber er tröstete meine Mutter auch: Es werde nicht lange dauern, bis ich alles vergessen hätte; am besten wäre es, das Thema nie mehr anzuschneiden. Nie mehr.

Ich hatte einen Schlussstrich unter mein bisheriges Leben gezogen, um in meinem neuen Leben, in dem es nur mich allein gab, genügend Platz zu schaffen und nicht immer wieder über Erinnerungen zu stolpern. Ich löschte, nicht wie Dr. Balázs prophezeite, die fünf Tage und vier Nächte aus meinem Gedächtnis, sondern alles, was vorher gewesen war. Ich hatte meine Mutter nicht erkannt, als sie mich fand. Sie war schreiend in der Tür zum Salon gestanden, die Hände an den Wangen. Sie hatte nach mir gerufen. Ich war aus meiner Höhle gekrochen, und sie war mir eine Fremde gewesen. Das Menschsein als solches war mir fremd geworden, weil ich mich nicht mehr als Mensch begriff.

Diese Reflexion solle ich unbedingt im ersten Kapitel meiner Geschichte unterbringen, riet mir mein Freund Sebastian Lukasser. Er meinte damit – sprach es aber wieder nicht aus –, dass in den Umständen des Erwachens meines Bewusstseins der Grund für meine – auch das sprach er nicht aus – furchtbare Existenz zu suchen sei und dass ich, wenn ich die obige Anekdote und eine daran anschließende Reflexion an den Anfang meiner Geschichte stellte, mit dem Mitleid meiner Leser rechnen dürfe. Er hätte selbst gern meine Geschichte geschrieben, hat auch schon damit begonnen – und mir daraus vorgelesen. Ich drehte ihm dabei den Rücken zu. Meine Schultern zitterten. Er glaubte, ich sei betroffen von meinem eigenen Leben und müsse weinen. Ich musste lachen. Er liebt mich und will der Welt beweisen, dass ich im Grunde ein liebenswerter Mensch sei. Ich habe ihm die Erlaubnis entzogen, mich erzählend zu retten. Ich möchte unter keinen Umständen meine Person verleihen und sie in einen Romanhelden umbauen lassen.

Meine Mutter, Elise-Marie Fülöp, war eine ehrgeizige Frau, die nach der Devise lebte, dass der Schein die Realität, das Sein aber Fiktion sei. Sie und mein Vater waren Geschwister in dieser Philosophie, und sie haben mich, zweifellos ohne dass sie sich dessen bewusst waren, darin erzogen – wenn sie mich denn überhaupt erzogen haben. Sie studierte Medizin; wollte Anästhesistin werden, nie etwas anderes. Nie hatte sie, wie ihre Kolleginnen und Kollegen, behauptet, deswegen, weil sie den Menschen den Schmerz nehmen wolle, sondern grinsend zugegeben, sie kenne nichts Aufregenderes, als jemanden mit einer Spritze schachtmatt zu setzen, und je größer und dicker derjenige sei, desto besser, und hat die Backen aufgeblasen und vorgemacht, wie sich Dickwänste die Schuhe binden – ein Sketch, den ich ihr nicht abnahm, der weismachen sollte, sie könne auch lustig, wenn sie wolle. Aus dem Abstand von fünfundvierzig Jahren betrachtet, so lange habe ich sie nicht mehr gesehen, erscheint sie mir wie zwei verschiedene Personen – eine vor und eine nach unserer Flucht aus Ungarn. Über erstere weiß ich wenig zu sagen; weil sie sich nicht für mich und ich mich nicht für sie interessierte. In Wien befreite sie sich aus Momas Einfluss; von da an war sie eine andere – oder endlich die, die sie eigentlich war.

Dass sie mich gefunden hatte, war übrigens ein Zufall gewesen. Sie hatte nicht vorgehabt, an diesem Nachmittag ihre Eltern zu besuchen. Der Präparierkurs war ausgefallen, und sie wollte ein Stündchen schauen, wie es dem Söhnchen gehe. Sie besaß einen Schlüssel zur Wohnung in der Báthory utca, wo immer noch ihr Kinderzimmer war (sie war achtzehn gewesen, als ich zur Welt kam), und fand mich über und über verdreckt und ein bisschen langsam, aber sonst recht zufrieden und fidel und – wie sie es viel später, wenige Tage nach der großen Katastrophe meines Lebens, ausdrückte – »mit einem erschreckend erwachsenen Ausdruck im Blick«. Eine Nachbarsfrau einen Stock über uns hatte einiges mitgekriegt, allerdings, wie sie versicherte, nicht, dass ich in der Wohnung zurückgelassen worden sei; sonst hätte sie sich »aber selbstverständlich« um mich gekümmert. Ich denke, sie müsste mich gehört haben, denn manchmal hatte ich geschrien – nicht weil ich Angst hatte oder verzweifelt war, sondern um mich zu unterhalten und mir zu bestätigen, dass ich der Bewohner meiner Welt war. Ich erinnere mich nicht, je lauter geschrien zu haben.